

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Kellereizeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Vollschickent: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37436. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Wildwest in Moabit.

Abenteuerliches Feuergefecht mit einem Buchthäusler.

Ein Feuerkampf von 1 1/2 stündiger Dauer, wie ihn Berlin wohl selten erlebt hat, spielte sich in der vergangenen Nacht in der Sidingenstraße ab. Ein aus dem Zuchthaus in Brandenburg entwischener Sträfling namens Albert Flattau hat, offenbar aus Eifersucht, auf den Verlobten seiner inzwischen von ihm geschiedenen Ehefrau, einen Feuerüberfall verübt, bei dem der Ueberfallene durch elf Schüsse schwer verletzt wurde. Darauf entspann sich zwischen dem Verbrecher und der inzwischen herbeigeholten Schutzpolizei ein ausgedehnter Feuerkampf. Schließlich mußte sich der durch einen Bedenschuß schwer verletzte Verbrecher der Polizei ergeben. Der furchtbare Feuerkampf hatte das ganze Wohnviertel in Aufregung versetzt.

Die letzte Kugel für sich selbst.

In der Sidingenstraße 78 wohnt im Erdgeschoß des rechten Seitenflügels eine aus Neubamm gebürtige 32 Jahre alte Frau Emma Flattau geb. Schulz mit ihrem kleinen Sohne. Ihr früherer Ehemann, von dem sie jetzt geschieden ist, ist ein 34 Jahre alter Albert Flattau, der der Kriminalpolizei als Einbrecher schon bekannt ist. Er hat wiederholt Zusammenstöße mit Polizeibeamten gehabt und einmal auch einen Beamten angeschossen. Für seine letzten Straftaten wurde er zu einer längeren Zuchthausstrafe verurteilt, die er in Brandenburg a. d. H. verbüßen sollte. Die Frau ließ sich scheiden, verlobte sich aber wieder mit einem 29 Jahre alten Monteur von Halder, der aus Milwaukee stammt und sich in Deutschland aufhält, um Montagearbeiten zu verrichten. Das Paar ist seit längerer Zeit ausgedehnt, und von Halder wohnt als Untermieter bei Frau Flattau.

Am Mittwoch vergangener Woche erschien plötzlich Albert Flattau in der Wohnung und erzählte der Frau, daß er aus dem Zuchthaus entwichen sei und daß er hoffe, die Polizei werde ihn nicht finden. Er schien sich mit den veränderten häuslichen Verhältnissen durchaus abzufinden, wünschte der Frau für die zweite Ehe Glück und warnte sie beim Abschied, ihn nicht an die Polizei zu verraten, da er sonst sie, das Kind und den Brautigam einfach niederchießen würde. Auch die Beamten, die ihn etwa fassen wollten, würden nicht ohne Schüsse davonkommen, während er, wie er sagte, die letzte Kugel für sich selbst aufsparen würde. Er zeigte zum Beweis der Wahrheit seiner Worte der Frau zwei Revolver und eine Unmenge Munition, die er bei sich trug. Frau Flattau, die seine gewalttätige Natur kannte, schwieg dann auch aus Furcht.

Ein Kampf auf Leben und Tod.

Heute morgen gegen 3 Uhr klopfte es plötzlich an der Wohnungstür. Frau F. glaubte, daß Polizeibeamte einen überraschenden Besuch machen wollten, um nach ihrem entwichenen Ranne zu suchen und öffnete ahnungslos. Vor ihr standen zwei Männer, in denen sie Flattau und seinen alten Komplizen, einen 35 Jahre alten Paul Jecinski, erkannte. Mit den Worten „Du hast mich doch verraten!“ stieß Flattau die Frau in die Wohnung und folgte ihr sofort. Er gab ohne weiteres einen Schuß auf sie ab, der aber zum Glück fehlging. Die tödlich erschrockene Frau rief ihr Kind aus seinem Bettchen und flüchtete an dem Mütterlich vorbei aus der Wohnung, um bei Nachbarn Schutz zu suchen. Flattau schob inzwischen weiter. Durch den Lärm wurde der Monteur von Halder aufgeweckt, der ebenfalls eine Waffe zog und auf Flattau feuerte. Die Männer gerieten in einen furchtbaren Ringkampf, bei dem fortgesetzt Schüsse fielen. Das Schlafzimmer, in dem sich der erbitterte Kampf abspielte, wurde vollständig demoliert. Die Möbel stürzten um und überall, wohin die Kämpfenden kamen, blieben Blutspuren zurück. Der Lärm und die wilde Schießerei hatten natürlich das ganze Haus alarmiert. Man rief Schupo und Kriminalbeamte des 23. Reviers herbei und außerdem eine Schupobereitschaft des Polizeiamts Tiergarten. Gleich zu Anfang des Getümmels hatte Jecinski, der Unheil ahnen mochte, sich aus dem Staube gemacht. Er hat an der Schießerei nicht teilgenommen. Flattau flüchtete beim Eintreffen der Beamten die Treppe hinauf und feuerte unablässig auf die Beamten, sobald sich nur einer sehen ließ. Er muß, nach der Zahl seiner Schüsse zu urteilen, wenigstens 6 Magazine Patronen bei sich geführt haben.

Durch die Polizei kampfunfähig gemacht.

Da dem Verbrecher auf der engen Treppe nicht beizukommen war, so versuchten die Beamten, ein Baugerüst, das augenblicklich an dem Hause angebracht ist, zu beseitigen, um ihn so fassen zu können. Flattau aber schoß durch das Fenster wieder auf die

Beamten, so daß sie sich zurückziehen mußten. Der Feuerkampf zog sich bis in das oberste Stockwerk und bis zum Boden hinauf. Endlich bestiegen die Beamten das Dach, kletterten durch eine Luke auf den Boden und kamen so hinter den Verbrecher. Dieser war in einen Bodenerschlag eingedrungen und hatte sich hinter Reiseförden und allerlei Gerümpel versteckt. Nach fast zweistündigem Feuer sah er wohl ein, daß ihm jeder Ausweg versperrt war und ergab sich schließlich. Er hat zwei Schußverletzungen davongetragen, einen Schulterchuß, der wahrscheinlich von von Halder abgefeuert wurde und einen Bedenschuß, der aus einer Dienstpistole abgegeben worden ist. Der Verbrecher wurde als Polizeigefangener nach dem Staatskrankenhaus gebracht.

Besonders gefährlicher ist der Zustand des Monteurs von Halder. Er hat von Flattau nicht weniger als elf Schüsse in den Leib erhalten und wurde in hoffnungslosem Zustande nach dem Krankenhaus gebracht. Ob er mit dem Leben davorkommt, ist zweifelhaft. Durch einen abirrenden Schuß wurde außerdem ein Unbeteiligter, der Arbeiter Johann Schulz aus der Kottbuser Straße 23, leicht an der linken Schulter verletzt. Er konnte aber nach Anlegung eines Verbandes auf der Rettungsflecke wieder entlassen werden.

Der verhaftete Flattau ist dafür bekannt, daß er rücksichtslos um sich schießt, einerlei, ob er mit Polizeibeamten oder mit Mitgliedern einer anderen Einbrecherkolonne zusammentrifft. Vor vier Jahren war er bei einem Juweleneinbruch in der Friedrichstadt beteiligt und gab damals, als die Kolonne überfallen wurde, mehrere Schüsse auf den Kriminalassistenten Peter ab, der wie durch ein Wunder unversehrt blieb. Die Kugeln hatten sich alle in seinem dicken Mantel verfangen.

In dem Dorfe Jablonitz richtete ein entsprungener Sträfling, der zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt und aus dem Zuchthaus in Risch entwichen war, bei der Rückkehr in sein Heimatdorf ein furchtbares Blutbad an. Er verhaftete sich ein Gemeindegewehr und erschloß seine früheren Widersacher der Reihe nach auf dem Felde, wo sie arbeiteten. Sechs Bauern wurden getötet.

Nobiles klägliches Heimfahrt. Die Straßenbahn im Zigarrenladen.

Berichte auf der 2. Seite.



Er kehrt aus!

Sie müssen es sich gefallen lassen.

Die Entfernung deutschnationaler Beamter aus dem Reichsinnenministerium findet in der Rechtspresse nur ein zahnloses Echo. Der „Völk-Anzeiger“ meint: „ach Gott, man sagt, am besten wohl gar nichts weiter dazu.“ — wozu auch darüber reden, wenn auf der anderen Seite durchgegriffen wird und erklärt resigniert:

„Soweit bei dieser Beurteilung die beamtensrechtlichen Vorschriften innegehalten werden, sind wir nicht gesonnen, Herrn Severing aus dieser Maßnahme einen sonderlichen Vorwurf zu machen. Wir räumen ihm das gleiche Recht ein, das wir Herrn v. Keudell zubilligten.“

Dafür erhebt er sich über die „ungeheure Verlogenheit“ der Linkspresse, „der bei Herrn Severing selbstverständlich ist, was bei Herrn von Keudell ein unerhörtes Vorgang war“ Die „D.Z.“ bemerkt, daß ein solcher Wechsel in der Beamtenerschaft der Ministerien unter dem parlamentarischen Regime sich kaum wird vermeiden lassen. Sie fügt einen Tadel für den Minister von Keudell hinzu:

„Gerade im Reichsministerium des Innern aber haben sich im Laufe der Jahre die Folgen dieses Systems in der Form von Eklidenbildung, Intrigen und mangelndem Vertrauensverhältnis besonders deutlich gezeigt.“

Die „Deutsche Zeitung“ möchte aus der Beurteilung einen Bruch von angeblichen Koalitionssprechungen herauskonstruieren, daß keine Personalveränderungen bis zum Herbst stattfinden sollten. Da die übrige Rechtspresse nun schweigt oder stillschweigend registriert, steht sie mit diesem Versuch hoffnungslos allein. Die Aera Keudell ist zu Ende.

Widerwärtige Anschlußhege.

Paris regt sich über Wien auf.

Paris, 24. Juli. (Eigenbericht.)

Die Pariser Aufregung über die Anschlußdemonstration beim Wiener Sängerkongress hat sich immer noch nicht gelegt. Zwar unternimmt es heute Rosenfeld im „Populaire“, die Anschlußbewegung aus dem Selbstbestimmungsrecht der Völker zu rechtfertigen, das beim Abschluß der Friedensverträge in willkürlicher Weise verletzt worden sei. Die Pariser Presse bleibt deshalb doch bei ihrer Meinung, daß der Anschluß gleichbedeutend sei mit der Annexion Oesterreichs und der Bildung eines imperialistischen Großdeutschlandblocks. Welchen Anwürfen dabei gerade die deutsche Sozialdemokratie ausgelegt ist, zeigt am besten der heutige Kommentar des „Deuvre“: „Wir gehören nicht zu den Suchstaben-gläubigen“, schreibt das Blatt, „aber wir verlangen als erste die strikte Wahrung der Verträge, wenn ihre Abänderung einen wiedererwachenden Nationalismus begünstigen sollte. Wenn es sich darum handelt, ein geeinigteres Europa zu schaffen, sind wir mit Deutschland, handelt es sich aber darum, ein größeres Deutschland zustande zu bringen, dann sind wir dagegen, und wenn die deutschen Sozialdemokraten nationalisierter (!) sind als die Deutschnationalen, dann ziehen wir ihnen eben die Deutschnationalen vor.“ Die nationalisierende Hegepresse findet, daß man in Wien viel zu viel von den unerlösten deutschen Minderheiten gesprochen habe. Man könne also voraussetzen, daß die deutschen Sozialdemokraten die Führer der Anschlußbewegung seien und bald sogar Elsaß-Lothringen wieder zurückverlangen würden. „Auch unter dem sozialdemokratischen Reichskanzler Müller hat sich nichts geändert“, schreibt der „Gaulois“, „die Deutschen sind nach wie vor der Ansicht, daß der Friede nur dann gesichert sei, wenn Deutschland die Welt beherrscht.“ (!)

Die Pariser Aufregung ist gar zu künstlich. Der Anschluß ist kein aktuelles politisches Problem — aber auch wenn es eins wäre: selbst die Friedensverträge von Versailles und St. Germain verbieten den Anschluß nur vorläufig und beauftragen den Völkerbundsrat ausdrücklich, das Anschlußverbot aufzuheben. Damit ist der friedliche Weg zu einem künftigen Anschluß vorgezeichnet. Elsaß-Lothringen in die Debatte mit hineinzuziehen, ist maßlos töricht, nachdem in Vercano Deutschland auf den Wiedererwerb dieses Gebietes ausdrücklich verzichtet hat. Der Zweck der neuesten Pariser Hege ist allerdings durchsichtig: man versucht, einen deutschen Verzicht auf den Anschluß gegen eine frühere Rheinlandräumung auszuspielen. Aber eine Preisgabe des Selbstbestimmungsrechtes gegen einige Jahre früherer Rheinlandräumung kommt unter gar keinen Umständen in Betracht.

Schmuggelversuch mit Schwarzweißrot Schnell beseitigter Monarchistenunfug.

Anlässlich des Zustroms von 180 000 deutschbürgerlichen Sängern aus allen deutschsprachigen Ländern nach Wien hatten auch die Bahnhöfe der Zufahrtstrecken Flaggenschmuck angelegt. Eine Anzahl reaktionärer Bahnhofsarbeiter benutzten die Gelegenheit, um die Hohenzollernfahne Schwarzweißrot zu hissen. Das ließen sich die Eisenbahner natürlich nicht gefallen und auf den Einspruch des Personals erteilte die Bundesbahndirektion die strenge Weisung, daß als reichsdeutsche Farben nur Schwarzrotgold gehißt werden dürfen. Die Bahnhöfe folgten, nur einige ganz fanatische Rückwärtler zogen in ihrer Wut gleich auch das heimliche Rotweißrot mit ein. Das geht ihnen aber auch nicht durch.

Die Arbeiterpresse hat zur Vermeidung ärgerlicher Mißverständnisse eindringlich betont, daß die Hälften die offizielle Hymne der Deutschen Republik „Deutschland, Deutschland über alles“ und nicht etwa das „Gott erhalte unsern Kaiser“ singen.

Die reaktionäre Bürgerblodregierung.

Wie Schöber und seine Hofräte seit dem 15. Juli v. J. die Wiener Bundespolizei sozialistenfrei zu machen mit allen Mitteln versuchen, so arbeiten Wehrminister Baugoin, Innenminister Hartleb und ihre Leute in der Wehrmacht und Gendarmerie; da hat man mehrere Offiziere, die führende Ämter in dem freigewerkschaftlichen Militärverband ausübten, als nicht mehr dienstfähig aus der Wehrmacht entfernt. Dann hat man die Kriminalabteilungen (Ausforschungsgruppen) der überwiegend freigewerkschaftlich organisierten Gendarmerie abgebaut, obwohl sie ungleich erfolgreicher arbeiten als die mit Versammlungsregeln und Ausbildung für den — Straßentampj überlasteten Bundespolizisten. So ist z. B. der Gendarmerie die Verhaftung eines lange und von der Wiener Polizei vergeblich gesuchten Autordiebes gelungen. Auch bei dem neuesten Kriminalfall, der Auffindung einer bis jetzt nicht erkannten erschossenen Frau im Lainzer Tiergarten inmitten eines verbrannten Waldstücks, das nach der Tötung angezündet worden, aber vom Gewitterregen gelöscht worden war, scheint nur die Gendarmerie sachgemäße Untersuchung zu leisten, während die Polizeihofräte um die Tote herumgelaufen sind und dabei wahrscheinlich Fußspuren unkenntlich gemacht haben. Die Regierung aber hat den Vertrauensmann der Gendarmeriegewerkschaft, Kritischer, nach zweijähriger Disziplinarverfolgung strafweise pensioniert.

Verkehrsunglück in Charlottenburg

Straßenbahn fährt in einen Zigarrenladen. — 6 Verletzte.

In der vergangenen Nacht trug sich in der Wilmersdorfer Straße in Charlottenburg ein schweres Verkehrsunglück zu. Ein Straßenbahnwagen der Linie 44 wurde von einem Auto seitlich gerammt und auf den Bürgersteig geschleudert. Die zwei Insassen des Autos wurden schwer, vier Fahrgäste der Straßenbahn leicht verletzt.

Das Unglück, das noch verhältnismäßig glimpflich abgelaufen ist, ereignete sich kurz nach 12 Uhr nachts. Die Straßenbahn näherte sich in vorschriftsmäßigem Tempo der Straßenzugung Wilmersdorfer- und Wallstraße. Plötzlich näherte sich in einem außergewöhnlich schnellen Tempo aus der Wallstraße ein Privatauto. Der Führer verminderte die Geschwindigkeit kaum, und als die Straßenbahn im Lichtkegel der Autoscheinwerfer auftauchte, war es bereits zu spät. Der Führer konnte nicht mehr abstoppen und fuhr mit seinem Wagen seitlich in den Triebwagen hinein. Der Straßenbahnwagen wurde aus den Schienen geworfen, rollte über den Fahrdamm hinweg und geriet auf den Bürgersteig. Dem Straßenbahnführer war natürlich jede Möglichkeit genommen, seinen Wagen zum Halten zu bringen, und so fuhr der Triebwagen unter großem Krach in das Schaufenster eines Zigarrengeschäftes im Hause Wilmersdorfer Straße 148 hinein. Sämtliche Scheiben des Wagens wurden zerschmettert und die Fahrgäste des glücklicherweise schwach belehigten Wagens von ihren Sitzen geschleudert. Das Privatauto war von dem Straßenbahnwagen noch etwa 20 Meter mitgeschleift worden. Es wurde völlig zerstört und die Insassen, der 42jährige Väcker Ritzky aus der Vestalozstr. 6, sowie der Hausbesitzer Richard Rolke aus der Alterstr. 162, lebensgefährlich verletzt.

Die Feuerwehr und das Städtische Rettungswesen waren auf dem Alarm „Straßenbahnunglück — Menschenleben in Gefahr“ mit einem großen Aufgebot von Rettungswagen und Spezialfahrzeugen angetrieben. Zum Glück stellten sich, als die Aufregung etwas nachgelassen hatte, die Folgen als nicht so schwer heraus, wie es zuerst den Anschein hatte. Außer den beiden schwerverletzten Autofahrern, die im Westend-Krankenhaus Aufnahme fanden, hatten vier Fahrgäste der Straßenbahn nur leichte Verletzungen erlitten. Sie konnten nach Behandlung auf der nächsten Rettungswache wieder entlassen werden.

Die Aufräumungsarbeiten dauerten etwa 1½ Stunden. Der gesamte Straßenbahnverkehr mußte während dieser Zeit umgelenkt werden.

Brandkatastrophe in Amerika.

Brennende Deltants. — Drei Städte in Gefahr.

London, 24. Juli.

Wie aus Woodriver im Staate Illinois gemeldet wird, ist in den städtischen Destillatorien ein Großfeuer ausgebrochen, das insgesamt acht Deltants mit einem Fassungsvermögen von ½ Millionen Barrels entzündete. Das Riesfeuer, das durch einen starken Wind unterstützt wird, bringt die Städte Hartford, Woodriver und East Alton, wo sich die riesigen Raffinerien der Standard Oil Company und der Rogana Raffinerie Company befinden, in große Gefahr. Zahlreiche Freiwillige leisten der Feuerwehr bei den Löscharbeiten Hilfe.

„Vollkommenes Schweigen.“

Die Heimfahrt des Nobile.

Nach Meldungen aus Narvik soll die „Citta di Milano“ am Dienstag abend oder in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch dort eintreffen. Gleichzeitig wird auch das schwedische Expeditionsfahrzeug „Quest“ mit Kapitän Thorsberg und anderen schwedischen Expeditionsteilnehmern an Bord in Narvik erwartet.

Die Weiterreise von Narvik wird aller Wahrscheinlichkeit nach am Mittwoch früh, und zwar in einem Salonwagen erster Klasse, erfolgen. Der Salonwagen ist für vierzehn Personen bestellt worden, so daß man annehmen kann, daß außer Nobile, der Biglieri-Gruppe, Jappi und Mariano auch noch ein großer Teil der Offiziere von der „Citta di Milano“ nach Italien abreisen wird. Die Nachricht von der geplanten Plombierung des Eisenbahnwagens scheint sich nicht zu bewahrheiten, doch steht es fest, daß die Italiener den Befehl erhalten haben, vollkommenes Schweigen zu bewahren und mit der Umwelt in keinerlei Verbindung zu treten. Aus Stockholm sind einige Vertreter der italienischen Gesandtschaft nach Narvik abgereist, um Nobile und seine Gefährten auf der Reise zu begleiten. Ob der Salonwagen über Kalmö-Kopenhagen-Barnemünde oder über Trälseborg-Sahnis nach Deutschland geleitet wird, steht noch nicht fest. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die Italiener jedoch am Freitag abend auf deutschem Boden eintreffen.

Wie aus Spitzbergen gemeldet wird, hat der russische Flieger Tschuchnowski erneut erklärt, daß er bei der Entdeckung der Raalmgreen-Gruppe zweifellos drei Personen auf dem Eise gesehen habe.

Wie aus Moskau gemeldet wird, teilte der Hilfsausschuß mit, daß sich „Kraffin“ auf der Fahrt nach Bergen befindet. Man beschäftigt sich zurzeit mit der Frage, in welchem skandinavischen Hafen der Eisbrecher am schnellsten wieder instandgesetzt werden könne, um die Suche nach Amundsen und der Ballongruppe wieder aufzunehmen. Tschuchnowski bleibe zur Instandsetzung des Flugzeuges in Kingsbay. Die „Citta di Milano“ habe mitgeteilt, daß sie nach Kingsbay zurückkehren beabsichtige, um mit „Kraffin“ gemeinsam vorzugehen. Die schwedischen Flieger hätten den Wunsch geäußert, bei der weiteren Suche nach Amundsen den „Kraffin“ als Basis zu benutzen. Diese Meldung ist ein neuer Beweis für den schweren Konflikt zwischen den schwedischen Helfern und den faschistischen Schiffbrüchlingen.

Der Berichterstatter des „Corriere della Sera“ an Bord des „Kraffin“ berichtet, daß gerade, als der Eisbrecher sich der Gruppe Biglieri näherte, ein gewaltiger Eisblock eine Schaufel der drei Schiffschrauben zerbrach und damit die Leistung der Motoren auf 1000 PS verminderte. Fast gleichzeitig wurde das Steuer ernst beschädigt. Die Fahrt mußte mit äußerster Vorsicht fortgesetzt werden. Es sei allen an Bord bewußt gewesen, daß eine weitere Beschädigung den Dampfer fahrungsunfähig machen und damit die 140 an Bord befindlichen Personen in höchst kritische Lage bringen würde.

Von Kingsbay her kommen wieder phantastische Gerüchte, wonach der norwegische Flieger Nisser Larsen die Leiche des schwedischen Meteorologen Raalmgreen gefunden haben soll. Diese Gerüchte werden jedoch von der norwegischen Admiralität, der von Larsen keine derartigen Meldungen zugegangen sind, demontiert.

Polen und Danzig.

Bersprechungen eines polnischen Generals.

Danzig, 23. Juli.

Der Präsident der staatlichen polnischen Landeswirtschaftsbank, General Goredki, der sich zurzeit zum Zwecke von Wirtschaftsbesprechungen in Danzig aufhält, gewährte einem Mitarbeiter der sozialdemokratischen „Danziger Volksstimme“ eine Unterredung. Der General betonte in diesem Interview wiederholt, daß seine Erklärungen als amtliche Stellungnahme der polnischen Regierung anzusehen seien. Zu der Frage der Beachtung der Danziger politischen und kulturellen Selbständigkeit durch Polen erklärte General Goredki, daß die jetzige polnische Regierung niemals auch nur im mindesten daran gedacht habe, Danzigs Souveränität, sei es im politischen, sei es im kulturellen oder sonst irgendwelchem Sinne, zu schmälern, schon aus dem Grunde nicht, weil eine Kolonisierung Danzigs durch

künstliche oder gar Gewaltmittel in keiner Weise im Interesse Polens liege. Im übrigen wäre es geradezu idiotisch,

geradezu idiotisch,

wenn Polen, das selbst 130 Jahre unterjocht war und dabei sich von dem jämmerlichen Fiasko der Unterdrückung voll überzeugen konnte, jetzt Danzig gegenüber daselbe System und dieselben Methoden anwenden würde. Wenn sich die Danziger Bevölkerung noch nicht davon überzeugt habe, so werde sie sich im Laufe der allernächsten Zeit davon überzeugen müssen. Es sei vollständig sicher, daß man angesichts der tatsächlichen Entwicklung der Dinge, wie sie gar nicht mehr ferne liege, den nationalistischen Ausschweifungen in beiden Ländern keine Beachtung mehr schenken werde. Die angeblich geplante Vereinigung der Danziger und polnischen Währung liege der polnischen Regierung vollkommen fern.

Zu den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Danzig und Polen bemerkt General Goredki, daß die polnische Regierung immer darauf bedacht sei, sämtliche Maßnahmen zum Schutze der Wirtschaftsentwicklung Polens auch auf Danzig im Einvernehmen mit der Danziger Regierung auszuweiten. Diese Maßnahmen gälten in erster Linie dem Schutze des Danziger Hafens gegen die Konkurrenz der deutschen Häfen. Was die angebliche Konkurrenz des Hafens von Gdingen betreffe, so entwickle sich die polnische Ausfuhr in einem Tempo, das beiden Häfen volle Beschäftigung gewährte. Polen sei sich seiner Pflicht in Bezug auf die volle Ausnutzung des Danziger Hafens bewußt und werde dieser Pflicht auch immer Rechnung tragen. Des weiteren sprach der General, dafür zu sorgen, daß die bisher in einigen polnischen Blättern gegen Danzig betriebene Hege aufhöre. Zum Schluß erklärte General Goredki, er sei davon überzeugt, daß das noch vorhandene

Mißtrauen verschwinden

und der Erkenntnis Platz machen werde, daß die gegenwärtige Lage der beiden Staaten sie wirtschaftlich von einander abhängig mache, und daß daher ein volles gegenseitiges Vertrauen unentbehrlich sei.

Zu Ehren des Generals Goredki gibt der Senat am Dienstag ein Frühstück.

14 Lehrer vor dem Sowjetgericht.

In der „Atmosphäre einer Folterkammer“.

In Barnaul in Sibirien begann ein Prozeß gegen 14 sibirische Schuldirektoren und Lehrer, sowie einige Leiter von Kinderheimen, die der „schädigenden Tätigkeit an der Schulfrent“ angeklagt werden. Die Schuldirektoren und Lehrer sollen Terrororgien veranstaltet und im betrunkenen Zustande die Schüler geschlagen haben. In den Kinderheimen herrschte nach Angabe der Anklageschrift die „Atmosphäre einer Folterkammer“. Die Kinder „bourgeoisier“ Eltern wurden von den Lehrern in ihrer antilowjewitschischen Stimmung befräht. Ein Schüler einer Schule verurteilte eine Lehrerin zu vergewaltigen, ein anderer schloß bei einer Silvesterfeier aus einem Gewehr einen Schuß auf das Bild von Karl Marx ab. Vier Schüler sitzen ebenfalls auf der Anklagebank.

Dreifacher Mord und Selbstmord.

Genz, 23. Juli.

Gestern nacht hat der 65 Jahre alte Hausbesitzer und Tischlermeister Schindler in seiner Wohnung in Peggau seinen 11jährigen Sohn und seine 13jährige Tochter sowie einen dreijährigen Enkel mit einem Draht erdrosselt und sich selbst durch einen Schuß in den Mund getötet. Schindler, der wiederholt Selbstmordabsichten geäußert hatte, schickte, um die unzeitige Tat aufzuführen zu können, seine Frau mit dem ältesten Sohne ins Kino und hinterließ einen Abschiedsbrief, in dem er bittet, ihm die Tat zu verzeihen. Der Beweggrund zur Tat ist noch unbekannt.

Der „Held“ von Löwen wieder frei. Der Belgier Morren, der die Bulustrade an der Bibliothek in Löwen zerstört hat und in Haft gehalten wurde, ist am Montag nach Beratung des Berufungsgerichts wieder freigelassen worden.

Weichensteller Tod.



„Famos. Je mehr die Reichsbahn spart, desto größer wird meine Beute!“

Sonderprüfung für Regierungsekretäre Eine Aufstiegsmöglichkeit.

Der preussische Finanzminister hat, zugleich im Namen des Ministers des Innern, Grundzüge für die Abnahme der Sonderprüfung der Regierungsekretäre der Allgemeinen Verwaltung aufgestellt. Danach können zur Sonderprüfung die Regierungsekretäre zugelassen werden, die bis zum 24. April 1923 als Anwärter für die Sekretärlaufbahn angenommen waren.

Wie der Amtliche Preussische Pressedienst hierzu schreibt, haben die Regierungsekretäre in der Prüfung die Kenntnisse nachzuweisen, die zur Erfüllung ihrer Aufgaben in Dienstposten der Gruppe 4d erforderlich sind. Es ist also nicht das volle Maß an Kenntnissen zu fordern, das für die Prüfung für den schwierigen Bureaudienst verlangt wird. Mit der Abnahme der Sonderprüfung wird der bei jeder Regierung für die Obersekretärprüfung und Sekretärprüfung zuständige Prüfungsausschuß betraut. Die Regierungsobersekretäre sollen unter Festsetzung einer Ausschlußfrist von drei Monaten zur Ablegung der Sonderprüfung einberufen werden. Ungeeignete Regierungsekretäre sollen von vornherein ausgeschlossen werden.

Die Prüfung umfaßt einen schriftlichen und einen mündlichen Teil. Bei Beamten, die sich mindestens drei Jahre in leitender selbständiger Stellung befunden haben (Bewaltung eines Sekretariats oder Leitung einer sonstigen Dienststelle) können größere schriftliche Arbeiten des laufenden Dienstes als einfache Prüfungsarbeiten behandelt werden. Die mündliche Prüfung soll bei sechs Prüflingen nicht weniger als zwei Stunden betragen. Nach bestandener Prüfung werden die Bezüge der Gruppe 4d gewährt, frühestens zum 1. Oktober 1928.

Die Versuchsanstalt bleibt endgültig in Berlin

Amtlich wird soeben mitgeteilt, daß die Reichsregierung angeichts der Vorteile einer Befestigung der deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt in Berlin beschlossen hat, dem Angebot der Stadt Berlin, die ein neues Gelände für eine Domizilierung der Anstalt zur Verfügung gestellt hat, zuzustimmen. Voraussetzung für einen Vertragsabschluss ist jedoch die Befestigung gewisser Bedenden, die noch gegen Einzelheiten des Angebots bestehen. Mit diesem Beschluß der Reichsregierung wird ein jahrelanger Streit begraben.

Faschistenlüge über den Reichskanzler. Balbo will neben ihm gefessen haben.

Die italienische Presse hat kürzlich eine parteiamtliche Mitteilung der Faschistischen Partei abgedruckt, in der der Geschwaderflug von Rom nach London, zurück über Berlin, gefeiert wird. Sie lautet wörtlich (mit den Unterstreichungen des Originals):

„Der Flug der italienischen Militärflugzeuge unter Kommando des Kameraden Italo Balbo von Rom nach London und von London nach Berlin stellt einen glänzenden Erfolg der Technik und des Willens dar. Dieser schöne Beweis hat Sympathie und Bewunderung in der englischen wie in der deutschen Öffentlichkeit gefunden. In Berlin hat bei dem von der deutschen Regierung zu Ehren des tapferen Piloten veranstalteten Bankett, seine Excellenz Balbo, Ehrenritter der Revolution, in der Uniform eines Generalleutnants der faschistischen Armee, zwischen dem Reichskanzler Müller und dem Verkehrsminister gefessen. Wie es sich gehört, hat die deutsche Sozialdemokratie nicht das geringste Bedenken, den Vertreter der faschistischen Regierung und des faschistischen Systems zu feiern. Auf diese Art und Weise haben sich, ebenso wie die „Geschwaderflugregimente“, die auf die deutsche Sozialdemokratie gelegten Hoffnungen verflüchtigt, die als Molotor des Faschismus in Europa funktionieren sollte.“

Es erübrigt sich in diesem Augenblick, festzustellen, daß der Reichskanzler einer Koalitionsregierung andere repräsentative Pflichten hat als ein sozialdemokratischer Parteiführer; denn ungefähr jede Einzelheit des faschistischen Kommuniqués stellt eine Lüge dar. Ebenjowenig wie in England sind die Faschistenflieger offiziell von der Reichsregierung gefeiert und begrüßt worden. In Berlin hat nur der Reichsverkehrsminister von Guérard ein Frühstück veranstaltet, zu dem nicht einzuladen eine betonte Unfreundlichkeit gewesen wäre. Dieses Frühstück im Reichsverkehrsministerium trug einen völlig unpolitischen, nur faschischen Charakter; es waren in der Hauptsache an der Fliegererei interessierte Persönlichkeiten und Beamte geladen; das Reichsverkehrsministerium war durch einen alten General, das Auswärtige Amt durch seinen Staatssekretär vertreten. Der Reichskanzler Hermann Müller hat selbstverständlich nicht daran teilgenommen. Der ehrenwerte Herr Balbo hat also mehr Phantasie als Beobachtungsgabe bewiesen. Er ist offensichtlich einer Sinnesstäuung unterlegen, als er sich in seinem schönen, schwarzen Hemde neben dem Reichskanzler sitzen sah. Man muß sich nur wundern, daß ein Fliegergeschwader unter Führung einer Persönlichkeit mit so mangelhafter Beobachtungsgabe und Reizung zu Sinnesstäuungen wieder in die Heimat gelangt ist.

Das Pfand wird wertlos.

Wie Frankreich auf Reparationsberatungen drängt.

Paris, 24. Juli (Eigenbericht).

Die zahlreichen Verhandlungen des Generalagenten für die deutschen Reparationszahlungen, Vortor Gilbert, mit dem amerikanischen Schatzsekretär Mellon, dem Ministerpräsidenten Poincaré, dem Gouverneur der Bank von Frankreich und verschiedenen französischen Finanziers haben in der Pariser Presse wieder lebhafteste Debatten über die Revision des Damesplanes hervorgerufen. Man gibt dabei aber zu, daß auf diesem Gebiet nichts mit Nutzen geschehen könne, bevor die amerikanischen Präsidentschaftswahlen stattgefunden hätten. Interessant ist aber, daß man sich in Paris überall bemüht, das Problem der Rheinlandräumung mit der Revision des Damesplanes in Zusammenhang zu bringen. Frankreich scheint — wenigstens erwecken die zahlreichen Pressekommentare diesen Eindruck — die Furcht zu haben, daß sich, wie die „Bolonté“ sich ausdrückt, der Wert des Rheinlandpfandes bei längerem Abwarten allzu sehr vermindern könne, um noch ausgenutzt zu werden. Die „Bolonté“ verlangt daher, daß, wenn es Deutschland vielleicht aus taktischen Gründen unterlassen sollte, das Rheinlandproblem offiziell aufzurollen, Frankreich die Initiative dazu ergreifen solle. An Sicherheitsgarantien als Gegenleistung für die Rheinlandräumung sei nicht zu denken, denn sobald die Internationale Abrüstungskontrolle des Völkerbundes beschlossen sei, könne Frankreich nichts mehr verlangen. Auch der sozialistische Völkerbundesdelegierte Paul Boncour stehe heute nicht mehr auf dem Standpunkt, daß Frankreich stabile Elemente der Sicherheit fordern würde.

Das Dorf Bobrowniti im Kreise Juczacz in Galizien ist mit 239 Gehäusen innerhalb einer Nacht vollständig niedergebrannt.

Beim Picknick.



Was brauchen diese Leute Ferien, wo sie das ganze Jahr in dieser gesunden Jugend sind?!

Heidelberger Festspiele 1928.

Festliche Eröffnung / Gerhart Hauptmann als Redner / „Räthchen von Heilbronn“

Das dritte Jahr der Heidelberger Festspiele begann mit einem starken Aufschwung: die Einleitung bildete ein Festakt in der Aula des Neuen Kollegienhauses mit Gerhart Hauptmann als Hauptredner. Der Saal, der größte verfügbare Raum der Universität, ist rasch überfüllt; Hauptmann wird bei seinem Erscheinen enthusiastisch begrüßt.

Die Feier gestaltet sich zur eindrucksvollen Kundgebung für ihn, dessen Rückkehr an den Festspielen des Jahres ihnen ihr besonderes Merkmal verleiht: der Schriftsteller Rudolf K. Goldschmidt begrüßt ihn namens des geistigen Heidelberg, der Rektor der Universität, D. Dibelius, im Namen der alma mater. Dann nimmt Hauptmann, wieder und wieder stürmisch applaudiert, selbst das Wort zu einer halbfröhlichen Ansprache, nur ab und zu einen Blick in das ansehnlich aus vielen Einfällen zu dieser Gelegenheit zusammengelesene Manuskript werfend.

Seine Rede behandelt, das Programm der Festspiele (Ehospices „Sommernachtsraum“, Kleists „Räthchen von Heilbronn“ und sein eigenes Scherzspiel „Schluß und Jan“) streifend, die Beziehung zwischen Publikum und Bühne, zwischen Volk und Spiel, und fordert, sich zum Glauben an das Wachen und Werden des deutschen Dramas bekennend, daß das deutsche Drama im Volkswurze und tief mit dem Volke verwachsen sei. Er identifiziert den Begriff des Volkes, der Worte mit dem Sinn der Goethe'schen Bezeichnung Volkheit, und er sieht, daß sie dramatisch ihren schönsten Ausdruck bisher im größten deutschen Freiheitsdrama, in Schillers „Tell“ gefunden hat. Er nennt im Zusammenhang Wallensteins Lager einen nicht sehr glücklichen Versuch, spricht davon, daß mit „Sommernachtsraum“ die Auflösung der bittersten Wahrheit im süßesten Ausdruck, das höchste Muster des Festspiels gefunden sei, bezeichnet mit kurzen Worten sein eigenes Stück „Schluß und Jan“ als die Komödie zweier kindlich-naiver, weltüberwindender Philosophen und setzt sich am wärmsten für Kleists romantisches Räthschauspiel „Räthchen von Heilbronn“ ein. Er sieht auch in ihm die Bindung zum Volk, zur allgemeinen Idee, den Gehalt von Volkstümlichkeit — und hier darf seiner Ansicht mit Wohl widersprochen werden. Dieser ein wenig in die Kolportageliteratur übergehende Gegenstand von Schloß und Hütte, dieses Verzeichnis der handelnden Personen vom Kaiser bis zum Köhler, diese Ueberladung mit Effekten, Waffengeklirr, Schloßbränden, Gefolge, so wahrhaftig gedacht sie gewesen sein mag, ist unsere Gegenwart, in der die Schmiede Werkzeug, nicht Waffen mehr schmieden, so fern gerückt, um das Stück als ideale Aufführung einer Volksbühne anzusehen. Denn wenn Hauptmann auch das Wort „Volksbühne“ nicht gebraucht hat, so gipfelt seine Forderung doch in ihrer Idee: in der Wahrung, Erneuerung und Förderung des Zusammenhangs von Drama und Theater mit der in viele Schichten Publikum gespal-

tenen Menge, die zusammenzufassen auch die Idee der Heidelberger Festspiele kein muß. Eine Stütze der Festspiele ist die Freie Volksbühne der Stadt und es wird als ihre Sache betrachtet, im festlichen Rahmen solcher für ganz Deutschland bedeutsam gewordenen Spiele diese Idee der Volksbühne mehr und mehr durchzuführen.

... die Absicht, es für die Bühne passend zu machen, hat mich zu Mißgriffen verführt, die ich jetzt bereuen möchte: die zarte Schwester der „Penthesilea“ ist nicht Kleists bestes, noch sein geliebtestes Kind gewesen. Kleist sah, im nahhinein, die Mißgriffe vielleicht: in der Unzulänglichkeit der Motivierung, vielleicht im zu großen, zu äußerlichen Theater. Der Regisseur des Festspiels, Gustav Hartung, läßt sich das große Theater nicht entgehen.

Um das Postive seiner Leistung vorwegzunehmen: er meistert Kleists Wort mit aller Intensität, mit der dieser leidenschaftliche Sprachbeherrscher niemals an ein Werk gegangen ist. Die Größe und den Sinn, die Härte und die Kraft dieses glänzenden, metallenen Gefüges von Worten macht er im Munde seiner Schauspieler zu einem glühend stehenden Strom, und Walle und Welle springt so lebendig über, wie nur ein Regisseur aus Sprache Bewegung schaffen kann. Seine besten Helfer sind Karl Ebert, ein Graf vom Strahl von Ernsthaftigkeit und Mannhaftigkeit, der nur etwas jugendlicher gedacht werden kann, und Fritta Brad in überaus schöner Phantasie der Bewegung und des Tons. Hans Hermann Schouff' hatte Komik macht: aus der Charge des Gutschall eine Rolle, Raita Sterna ist inmitten vieler tänzerischer Unzulänglichkeiten — auch sonst ist die Besetzung nicht eben überdurchschnittlich — eine Freude an heiterer Beweglichkeit. „Räthchen“ ist Elisabeth Lenor's. „Krankheit der Jugend“ bewies zuletzt ihr Talent eindeutig, diese Rolle ist mit ihr sehr besetzt. Sie hat die Hysterie und die Intensität dieser Hingabe, nicht die Reinheit und Keuschheit solcher Hingabe.

Im Igenischen überläßt Hartung das Stück aufzuleh. Die doppelte Romanik des Orts, des Heidelberger Schlosshofs, und des Spiels an sich erweisen sich als allzu gefährlich: er läßt sich keine Gelegenheit entgehen, ein Uebermaß an Woffen, Pferden, Bränden wird mit Geräusch und Licht verbunden, und mancher zarte Sinn geht in viel Lärm um nichts unter. Weniger wäre mehr gewesen.

Als Begleitmusik, das Orchester dirigiert der Karlsruher Generaldirektor Joseph Krips, werden im wesentlichen Teile aus „Euphonie“ verwendet. Zur Aufführung des „Sommernachtsraums“ ließ man mit Glück Ernst Krenek eine neue Musik schaffen, man hätte auch in diesem Falle einen ähnlichen Weg versuchen können. Vor Heidelberg nach Baden-Baden ist näher als nah, und das repräsentative Musikfest der jungen Generation hat eben erst dort stattgefunden.

A. v. Sacher-Masoch.

Norwegische Landesausstellung

Bergen, im Juli 1928.

Um den kleinen Lungegaardsfjord herum ist die große „Landsausstellung“ aufgebaut. Mitten im See springt eine Fontäne, und über sie und das Ausstellungsgelände und die alte Hansestadt Bergen und die schroffen Berge, in die sie hineingebaut ist, strömt es schon drei Tage vom Himmel herab und, wenn es nicht aufgehört hat, nein — es hat nicht aufgehört. Der Tanzboden vor dem Musikstand, die Sennhütte mit dem Strohdach, das Kaffeehaus im afrikanischen Stil, das Aluminiumhaus, der Rummelplatz mit den meist deutschen Bergnügungsstätten, sie alle werden wohl nicht trockengelegt werden können bis zum Herbst.

Uns interessieren nicht die in Norwegen entstandene Maschinen, Aluminiumwaren, Gebrauchsgegenstände aller Art, die man hier sehen kann, uns interessiert auch nicht hervorragend die Architektur der Ausstellungsgelände, ihr Stil zeigt keine Einheit, keinen neuen, kraftvollen Raumbindungswillen, sie sind aber mit Geschmack gebaut, wir fragen uns vielmehr: Wo zeigt sich hier echt Norwegisches, Nur-Norwegisches?

Wir finden es bei all den Gegenständen, die auf den vielen tausend Beistühlen in den Tälern von Hardanger, Telemarken, Eilen usw. im Bauernheim hergestellt sind mit aller Erfahrung und uralter Technik. Wenn man weiß, daß diese Teppiche, Wandbehänge, Kleider, Umhangtücher und Westen von schlichten Bauern gewebt wurden, die oft meilenweit vom nächsten Ort entfernt wohnen — ich übernachtete kürzlich in 800 Meter Höhe in einem Haus, das vier Wegstunden vom nächsten Ort lag —, so muß man staunen über den feinen Farbsinn, das sichere Raumausstattungsvermögen und besonders über die Rühigkeit und die Schönheit der Linien in den Ornamenten. Es scheint, als ob der Reichtum der romanischen Ornamente auf den alten Kapitälern sich in den Webarbeiten erhalten und verbreitet hat. Diese Arbeiten sind nicht künstlich entstanden, wie die Webprodukte unserer Kunstgewerbeschulen, sie sind auch nicht nur Schmutz, sie sind notwendige Gebrauchsgegenstände, denen man eine schöne Form gegeben hat. Diese zeigt sich erst vollständig in den vielen ausgestellten Trachten. Sie sind hier freilich Museumsstücke, wer aber durch das Saetersdal etwa gewandert ist und die Frauen und Männer mit ihren bunten Kleidern in der Umgebung von Sturysbach, Fels und leuchtenden Wiesen gesehen hat, weiß, daß hier der menschliche Kulturwille auf dem Grunde der Natur gewirkt hat.

Die gelben oder blauen rotumbarteten weiten Kleider der Frauen, die Hosen der Männer mit den bestickten Aufschlägen, die in die Hüfte gebundenen Bänder, die buntgemischelten Bettdecken, die Bettvorleger mit phantastischen Ornamenten, endlich die Hüten und Kappen mit bunten Joden umstickt, alles ist Handarbeit von freien Menschen in ruhigen Stunden in einem Lande geschaffen, das im Grunde eine gut demokratische Erziehung seit langem hat und wo der Kapitalist noch nicht so sehr die Heilmacht knechtet wie bei uns in Thüringen und anderswo. Uebrigens arbeitet „man“ auch für den Markt. Wenn man z. B. Wandteppiche nach Gemälden von Greda oder Gerhart Munthe sticht. Sie zeigen zwar, welche feinen Farbtöne man mit dieser Technik treffen kann, beweisen aber auch, daß die Gebrauchskunst nur aus dem Lebenskreis der wirklichen Gebraucher heraus fruchtbar ist. Deshalb kann der Städter vom Ausland — Tausende von Deutschen und Engländern haben die Ausstellung besucht — wohl das eine und das andere Stück erwerben, aber in seinem Heim muß es fremd wirken. Es gehört zu den nackten Bohlen und dicken Holzstäben der norwegischen Soeter, es kann nicht exportiert werden. Es ist auch keine Kunst für die Zukunft. Es ist schade darum: Aber die Webwaren der Landesausstellung, die so lebendig wirken, weil sie dem gegenwärtigen Gebrauch dienen, werden einmal Museumsstücke sein.

Walter Teich, Bergen.

„Bier Herren suchen Anschluß.“

(Glorio-Palast.)

Eine herrliche Welt, in der lebenswürdige, ältere Herren einem kleinen Mädchen die ganze Aussteuer zusammenschicken, ohne daß sie einen ernsthaften Gegenstand verlangen. So genügt ihnen, die Kleinen im Restaurant gegenüberzusitzen und ihr in die schalkhaften Klagen zu blicken. Dabei stehen diese älteren Herren noch keineswegs in dem absolut platonischen Liebesalter. Und dann kommt ein junger, ein reicher Mann, der Reife des Ältesten der älteren Herren und heiratet ihnen die Kleine weg. Ganz zögerlich, gemüßmaßen am Rande dieser harmonischen Welt, ziehen sich Gewitterwolken zusammen. Doch sie zerstreuen sich schnell, alle Anfälle zur Tragik werden im Keim erstickt. Filmamerika ist eben „die beste aller Welten“, und durch Wig und Lugerud erringt jedes brave Mädchen ihren Höhenrücken aus der fünften Avenue.

Der Regisseur Clarence Badger ist Miniaturmaler in der Charakteristik seiner Menschen, aber er nimmt darum das Tempo der Handlung zu breit. Die Handlung ist im Grunde für die Länge des Films nicht ausreichend. Deshalb wird sie geschleppt, und außerdem akzentuiert Badger kaum die Höhepunkte. Alles bleibt wohltemperiert, alles wird gleichmäßig genommen, und alles ist mit zartem Humor durchtränkt. Ein Film aus der Schule der Lubitsch' Kamerapiele wie die „Che im Kreise“, aber bereits von etwas verblähten Fäden.

Die Herren haben alle künstlerisches Format, spielen mit jener diskreten Beherrschung, die der moderne amerikanische Gesellschafts-film von seinen Darstellern verlangt. Clara Bow ist die Vielumworbene. Kein blondes Girl, sondern eine Frau von brünetter Fülle, die in ihrem Schmelzen und in ihren Temperamentsausbrüchen an Marie Prevost erinnert, sehr reizend, sehr sprühend und gar nicht sentimental.

F. S.

Ein seltener Gast an Englands Küsten.

Einen seltenern Fang hat man soeben in der Bucht von Plymouth gemacht. Man hat nämlich einen Torpedofisch gefangen, der in das Aquarium der Stadt gebracht wurde und von dort von Dr. C. J. Allen, dem Direktor am Institut der Biologischen Meeresgesellschaft, sorgfältig beobachtet wird. Es ist ein riesiger flacher Fisch, der ungefähr wie ein Stattrochen ausieht. Besonders eigenartig ist, daß dieser Fisch mit seinem schwarzen Rücken elektrische Schläge ausstoßen kann. Seit mehr als 20 Jahren, so erklärte Dr. Allen, hat man einen solchen Fang nicht mehr an Englands Küsten gemacht, und die Biologen sind nun natürlich neugierig, ob man in der Lage sein wird, den Fisch am Leben zu erhalten und seine Lebensweise zu studieren. Man hat den Fang zunächst in einem großen Glasbehälter mit einer Anzahl anderer Fische zusammen untergebracht und sich der Hoffnung hingeeben, daß der Torpedofisch sich seine Lieblingsopfer aussuchen wird. Aber die lebende Elektrifizierungsmaschine ist in den Hungerstreik getreten und hat seit acht Tagen nichts zu sich genommen. Sogar wohlschmeckende Krabben und andere Seebesten wurden verschmäht. Zurzeit überlegen sich englische Naturforscher, ob man nicht in diesem besonderen Fall irgendeine Form künstlicher Ernährung erfinden kann, da die Gelehrten gern erfahren möchten, bei welchen Gelegenheiten der Fisch von seiner Fähigkeit, Elektrizität zu erzeugen, Gebrauch macht. Es ist nämlich nicht sicher, ob die elektrischen Schläge der Verteidigung des Riesen-tieres oder zur Tötung von Beutetieren dienen.

Frankreich Jäger haben 130 km. Per französische Sommerferien nicht auf verschiedenen Hauptstädten derart lange Fahrten vor, daß die Jäger genötigt sind, über lange Distanzen eine Geschwindigkeit von mindestens 130 Stundenkilometern einzuschalten.

Gestern im heutigen Weltverkehr.

Das Reisen in unerschlossenen Erdwinkeln.

In diesen Tagen fand der erste große Automobilausflug quer durch die Wüste Sahara sein Ende. Die Leute, die über Zeit und Geld verfügen, fanden es langweilig, immer in Gegenden zu reisen, die elegante Hotelterrassen und gepflegte Tennisplätze aufweisen, man hatte das Bedürfnis nach Primitivität, nach der unberührten Natur — vorausgesetzt, daß die Verkehrsmittel leidlich bequem waren und keine Gefahr für Leib, Leben und Portemonnaie bestand. Dazu mußte die Sache natürlich etwas „ausgefallen“ sein. Auf diese Weise kam die Sahara sozusagen automatisch aufs Programm. Seit den Zeiten des Löwenjägers Gérard und des hochgestellten Kaisers von eigenen Gnaden, Lebaudy I., auf dem geduldigen Papier herrschers der Sahara, hat man immer so eine kleine romantische Schwärze für diese Gegend gehabt, über die wir auch heute noch ziemlich unvollkommen unterrichtet sind. Diese Einöde ist nur um ein Drittel kleiner als Gesamt Europa und erheblich größer als Europa ohne Rußland, und außerhalb der üblichen Karawanenwege brüht noch manch ungelöstes Geheimnis über verborgenen Winkeln der endlosen Sandmeere und der himmeltragenden fahlen Gebirge.

In der Wüste.

Wer früher auf dem schwankenden Rücken des Kamels durch diese Gegenden zu reisen mochte, machte vorher selbstverständlich sein Testament; noch heute ist es im Innern nicht geheuer, und die öffentliche Sicherheit reicht kaum so weit, wie die Repetiergewehre der französischen Kolonialtruppen — von den spanischen gar nicht zu reden. Die Nacht des felsamen Volkes der Tuaregs, das 300 000 Köpfe zählt, ist noch nicht gebrochen, noch sind diese verfeinerten Männer, die Schwerter tragen wie die alten Kreuzfahrer und wie diese auch ein Kreuz auf dem weißen Mantel (obwohl sie fanatische Mohammedaner sind), der Schrecken und Unbeschützte Karawanen.

Von den Küsten des blauen Mittelmeers bis zu den Schiffsdächern des Tschadsee, begannen sich hier Altertum und Neuzeit. Ueber die Ruinen phönizischer Kolonien wandern die alles verschlingenden Dünen, unter kümmerlichem Ufergesträuch spärlicher Wasserläufe, träumen die Reste altägyptischer Wasserleitungen, in prunkvollen Hotels der Hofenstädte flirrt mondänes Leben, um die Ecke hausen in zerfallenden Behmütten schmutzige, hungernde, ungezügelterte Eingeborene. Der geduldige Esel schleppt die Lasten des Keinen Mannes, an den Koffstücken gurgeln und geifern die Kamels, empört darüber, daß man ihnen Lasten aufstätt, an ihnen vorbei laufen die eleganten Limousinen der weißen Touristen, und mitten durch das sterile Meer des Todes wälzen sich die Züge der großen Autos, in denen blasierte Lady's und Gentleman's „Wüste kneipen“ wollen. Als Spitze und Nachtrag je ein Auto mit Militär, mit Pistolen, Gewehren und Maschinengewehren — wie gesagt, die Tuaregs zählen noch immer 300 000 Köpfe, und die Kasse läßt das Maulen nicht.

Das Hausboot auf dem Urwaldstrom.

Im westlichen Sudan, dieses Ländergürtels, der die Sahara von den Urwäldern des Kongo trennt, liegt das sagenhafte Timbuktu, die Stadt, von der die Welt schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Kunde durch einen arabischen Forschungsreisenden Ibn Batuta erhielt. Vor hundertunddreißig Jahren stülte hier unter unsofgbaren Strapazen und schwerer Lebensgefahr Mungo Park seinen Forschungsdrang und ertrank 1805 in den Fluten des Flusses, mit dem sein Name für alle Zeiten verknüpft ist. Die berühmtesten Tuaregs gründeten im ersten Jahrhundert die Stadt, die später eine Hochburg islamischer Gelehrsamkeit wurde, seit einem dritten Jahrhundert herrschen hier die Franzosen. Auf dem Niger begegnen sich die primitiven Fahrzeuge der Eingeborenen mit modernen Dampfern, und die ersten, die die Sahara vor sechs Jahren im Auto überquerten, die Franzosen Haardt und Audouin-Dubreuil, besahen diesen dritgrößten Strom des schwarzen Erdteils auf einer Art Hausboot, das eine große Behältnis mit dem Prohm hatte, auf dem Sven Hedin seine bewunderungswürdige Fahrt den Tarim abwärts machte.

Verkehr und Demokratie.

Noch trasser sind die Gegenstände in dem uralten Touristenland Ägypten. Hier fahren Luxuszüge von Alexandria nach Kairo, aber das Wasserrod wird wie vor zehntausend Jahren vom Kamel getrieben, und neben den Raddampfern, die mit allen Schikanen der Neuzeit ausgerüstet sind, trägt der ehrwürdige Strom das alte Segelschiff, die Dhau, oder gar das Umbak-Kanu, wie es auf dem oberen Nil üblich ist. Auch hier zeigt sich eine Erscheinung, der wir auf der ganzen Erde begegnen. Die modernen Verkehrsmittel sind erst eine Angelegenheit der herrschenden Klasse; das Lumpenproletariat, das wir gerade in exotischen Ländern in einer ganz extremen Form finden, ist vorerst von der Benutzung der neuen Errungenschaften ausgeschlossen. Dann kommt die kapitalistisch orientierte Industrialisierung des Landes, die den Keim der eigenen Zerstörung in sich trägt; der primitive Eingeborene lernt die Bedürfnisse der Zivilisation kennen, und da man ihn braucht und Löhne zahlen muß, auch befriedigen — sein Lebensstandard hebt sich. Er fährt auf dem gleichen Schiff, im gleichen Zug mit dem weißen Mann, und wenn er wohlhabend wird, vielleicht in derselben Klasse. So wirken die Verkehrsmittel demokratisierend, sie verkürzen die Distanzen, sie bereiten den Boden für eine Gleichberechtigung.

Einbaum und Rajaf.

Am Amazonasstrom und seinen Nebenflüssen liegen verstreut die Städte und kleineren Niederlassungen, durch tausende Kilometer Urwald voneinander getrennt; nur die Wasserwege stellen die Verbindung her. Auch hier begegnen sich Luxusdampfer und Einbaum oder primitives Eingeborenenboot, auf das sogar der Forscher angewiesen ist, wenn er tiefer ins Land eindringen will, und das ist allein auf den schmalen Wasserpfaden, den Tgarapés, möglich. Im entgegengesetzten Klima, im hohen Norden, begegnen sich nicht minder Steinzeit und Jetztzeit. Noch heute benutzt der Eskimo für die Wasserjagd den Rajaf, das Fellboot mit Holzgestell, nach dem Herich sein Fellboot konstruierte, das jetzt auch auf unseren Gewässern heimlich ist, und an den Küsten des Eismeeres passieren einander nicht nur Frachtdampfer und Rajaf, sondern auch

die Salondampfer mit zahlungsfähigen Passagieren lassen auf ihrer Bugwelle die schwanken, aber seelichigen Fellboote tanzen. Ähnliche Gegenstände treffen wir um die Inselwelt zwischen Indien und Australien und bis weit in den Stillen Ozean an; hier sind noch nicht die Auslegerboote ausgestorben, auf denen die Eingeborenen weite Reisen unternahmen, ja, wenn die vergleichende Sprachwissenschaft recht hat, sogar die Auswanderung nach dem südamerikanischen Festland bewerkstelligten.

Wie man in Asien reist.

In Asien existieren Urzeit und Neuzeit zugleich, besonders auf dem Gebiete des Landtransports. Kamelkarawanen und Postautos machen sich in Wüsten und Steppen Konkurrenz wie in Afrika, und in Indien wetteifern beispielsweise im Holztransport der Elefant und der sauchende Traktor; dabei unterliegt der Dickschäuter mehr und mehr, und der Tag ist nicht mehr fern, da auch das Dschungel allein unter der Herrschaft der Maschine steht. In China entsteht Eisenbahn auf Eisenbahn, aber noch immer schleppen Kulis ihre Lasten oder fahren sie auf den seltsamen einrädigen Karren Tausende von Meilen über die staubigen und schlammigen Landwege. Auf den großen Flüssen fahren Dampfer und Motorboote; es ist ihnen bis jetzt nicht gelungen, den Sapan und die Dschunke zu verdrängen, ohne die eine chinesische Flußlandschiff gar nicht denkbar ist.

Jegendwo gibt es noch verdeckte Winkel, in denen das Packern eines Rotors nie gehört wurde oder doch zum mindesten eine seltene Sensation bedeutet. Aber diese abgelegenen Gegenden werden mehr und mehr dem Verkehr erschlossen, und mit der Zeit verlernt selbst der primitivste Eingeborene das Wandern. Täglich steigt die Technik neu über Raum und Zeit, und bald finden wir die letzten Zeugen einer verflorenen Romantik im Transportwesen nur noch im Museum und im Zoologischen Garten.

Curt Biging.

Der Derwisch.

Von Franz Karl Endres.

Im Schatten einer Dase saßen Beduinen und lauschten der weißen Rede, die ein alter, weißbärtiger Derwisch an sie richtete. Er tabelte sie wegen ihrer fortgeschrittenen Räubererei, wegen ihrer unmenslichen Grausamkeit, und brachte manches harte Wort. Aber die Beduinen hörten ihm geduldig zu, wenigstens zu merken war, daß sie sich langweilten. Sie sahen wie Marmorbilder da, unbeweglich, und nur ab und zu huschte es wie ein unterdrücktes Gähnen über ihre scharfgeschnittenen Gesicht.

Im Westen neigte sich der rote Ball der Sonne in den bläulichen Dunst des Horizonts. Scharf und klar standen die dunklen Palmen vor dem leuchtenden Hintergrund des Himmels und warfen lange, blaue Schatten in das Gelb des Wüstenandes.

„Es ist Zeit, ihr Gläubigen, das Abendgebet zu verrichten“, sagte der Derwisch.

Die Beduinen erhoben sich, holten ihre kleinen Gebetsteppiche aus den Zelten und knieten, den Blick nach Mekka gerichtet, nieder. Der Derwisch hielt seine Hände in Trichterform vor den Mund, und mit starker Stimme rief er die erhabenen Worte der ersten Anrufung in die Wüste. Wachtvoll, wie der Laut einer Naturgewalt, hob sich der Ruf, das einzige Bekenntnis der Gläubigen, hinauf in den goldfarbenen Himmel: „La ilaha illallah muhamma dun rasulallah.“

Rufsch brach die Nacht über der Wüste herein. Die Beduinen

700 Jahre Stadt Xanten.



Die Stadt Xanten begeht am 29. Juli das 700 jährige Jubiläum ihrer Gründung. Sie erhielt im Jahre 1228 Stadtrecht. Der Ort Xanten ist wesentlich älter. Unser Bild zeigt den Durchgang durch die Michaelskapelle zum Dom.

verammelten sich beim Scheit des Stammes. Kaum sah'e das große Zeit ihre Menge. Der Derwisch trat ein und heiliges Gemurmel begrüßte ihn. Er begann zu zaubern. Es war für den, der Fakirische kennt, nichts Besonderes. Aber die Wirkung auf die Beduinen war stark. Sie gerieten in den Zustand grenzenloser Bewunderung und andächtiger Scheu.

Die Vorstellung, die der Derwisch gab, dauerte lange. Als ich mit dem Allen das Zelt verließ, standen die großen, glühenden Sterne an einem stahlblauen Himmel.

„Du hast edle Worte den Beduinen gesagt“, begann ich. „Um so mehr wundere ich mich, wie du dich durch diese Fakirunststücke hast erniedrigen wollen.“

Der Derwisch lächelte. „Mein Freund aus dem Westen“, antwortete er, „meinen Worten hat nur der eine oder andere geglaubt. Reinen Zauber glauben sie alle. Und wenn ich nicht der große Mann des Zaubers wäre, dürfte ich gar nicht so zu ihnen sprechen, wie ich es tat. Merke dir, mein Freund, die Welt ist überall gleich. Auch bei euch im Westen machen die Menschen Kunststücke, damit man dann ihren Worten glauben schenke, und diejenigen, die es nicht verstehen, die rechten Kunststücke zu machen, sollten lieber darauf verzichten, den Menschen gute Ratschläge zu geben.“

Ich mußte lange über diese Worte des Derwischs nachdenken, und schließlich habe ich ihm recht gegeben.

Am nächsten Morgen brachten Kunstschaffter der Beduinen einen gefangenen syrischen Kaufmann in das Lager. Man hatte ihm seine Kamel geraubt und seine Diener erschlagen. Er wurde vor den Scheit geführt.

Als der Kaufmann den Derwisch erblickte, warf er sich ihm vor die Füße und bat den heiligen Mann, ihm zu helfen.

„Es wird schwer halten, ihn vor dem Tod zu retten“, sagte mir der Derwisch in einer Sprache, die von den Beduinen nicht verstanden wurde.

Dann wandte er sich an den Scheit: „Der Mann wird sterben“, sagte der Derwisch, „aber laß' mich vorher die Linien seiner Hand studieren. Es muß doch wohl in diesen sein naher Tod angezeigt sein.“

Der Scheit erlaubte es. Der Derwisch untersuchte lange. Dann ging er zum Scheit, besah auch dessen Hand, küßerte ihm etwas ins Ohr. Der Scheit erblachte.

„Du bist frei!“ sagte er zu dem Kaufmann. „Geht ihm ein Kamel und sichere Begleitung. Er ist mein Gastfreund!“

Das genügte, um den Kaufmann ungefährdet nach Damastus zu geleiten.

„Wie hast du das gemacht?“ fragte ich nachher den Derwisch.

„Du kennst die Kunst aus der Hand zu lesen?“ fragte mich der.

„Ja“, erwiderte ich, „mich haben sie Zigeuner gelehrt.“

„Nun denn, siehe, mein Freund, wenn ich dem Scheit edle Worte gegeben hätte, er hätte mich ausgelacht. So aber sagte ich ihm leise, daß die Hand des syrischen Kaufmanns genau die gleiche Todeslinie zeige, wie seine eigene. Daß ich also annehmen müsse, der Scheit werde am gleichen Tag sterben wie der Kaufmann. Das wirkte hinreichend, um den armen Syrier zu befreien.“

Ich mußte lachen und fragte, was denn nun aber der Derwisch getan hätte, wenn der Scheit ein wenig tapferer gewesen wäre und den Kaufmann doch hätte töten lassen.

„Dann wäre der Scheit heute abend gestorben“, sagte der Derwisch, aber sein Gesicht war so eigentümlich finster bei diesen Worten, daß mir die Lust nach weiteren Fragen verging.

Der Scheit jedoch sandte dem Derwisch einen kostbaren Dolch mit goldener Scheide, zum Dank, daß er ihm das Leben gerettet habe. . . .

Erwachen aus dem Dunkel.

Die Blinden von Triest.

Einem Triester Augenarzt namens Appolinio sind in diesen Tagen einige bemerkenswerte Operationen gelungen: er hat drei jungen Männern zwischen 13 und 18 Jahren, die blind zur Welt gekommen waren, das Augensicht wiedergegeben. Es werden interessante Einzelheiten über das Verhalten der Operierten mitgeteilt. Vor dem Hund, der in den Tagen der Blindheit ihr lieber Freund gewesen war, wichen sie erschreckt zurück, Tische und Stühle erkannten sie nicht als jene Gegenstände, die sie täglich benutzten hatten, die Sonnenstrahlen hielten sie für körperliche Dinge, an die man sich stoßen könnte. Das Eigenartigste aber war dieses: in dem Augenblick, da sie sehend geworden waren, hatten sie das Orientierungsvermögen in ihrer Umgebung verloren. Die Stuben, in denen sie sich bislang rasch und sicher trotz ihres Tastsinnes und ihres ausgeprägten Rauminstinktes bewegt hatten, waren ihnen fremd und fürchterlich geworden, und wollten sie sich ohne Hemmungen darin ergehen — so schlossen sie wiederum die Augen. Licht fiel zum erstenmal in die Nacht ihres Augapfels, aber es war kein wegweisendes, erleuchtendes Licht, sondern ein verwirrendes, täuschendes, dem sie mißtrauten, und um sehend in ihrem Sinne zu sein, machten die Sehendgewordenen sich blind. Welch eine phantastische Sache, dieser willkürlich herbeigeführte Verzicht auf das Erkenntnisinstrument des Sehvermögens, um sich besser orientieren zu können, dieses Ins-Dunkel-Hinabtauchen, um besser den Weg zu finden!

Immerhin dürfte es sich nur um eine kurze Zeitspanne gehandelt haben, während deren die Operierten das Licht verschmähten, das sie verwirrte — und somit sind sie wahrlich besser daran als jene, für die sie ein Gleichnis abgeben: als die geistig Blinden, bei denen es nicht tragisches Uebergangs-, sondern lächerliches Normalstadium ist, „die Augen zu verschließen“, wenn neue Wertungen und neue Erkenntnisse in das Dunkel ihres Gehirnsaftens den Pfad suchen.

Hans Bauer.

Wer weiß das?

Aus 800 Litern atmosphärischer Luft stellt man 1 Liter flüssiger Luft her.

Von den 322 000 Quadratkilometern Norwegens sind nur 2400 Quadratkilometer Ackerland.

Die Borostürme erreichen im Maximum eine Geschwindigkeit von 112 Kilometern in der Stunde, einzelne Stöße sogar 200 Kilometer.

Unter „Sommermüll“ verstehen wir Musik für Soloinstrumente. Früher war sie die Musik für das höfliche Gesellschaftszimmer (Camera).

Die Befreiung Hilde Fernleitners

Ein Wiener Roman
von Paul Burgstaller

9. Fortsetzung.

„Sagen Sie, Herr Doktor,“ fragte Frau Fernleitner noch schüchtern, „war vielleicht Langenebarn für die Hilde gut, dort hätte ein Bekannter...“

„Na, in Langenebarn ist die Hochgebirgsluft zu stark. Ich zieh' das Klima vom Hamerling-Berg für die Hilde vor...“ entgegnete der Doktor ernst. Und schleppte die Frau Fernleitner, die nun freilich ganz andere Sorgen hatte, und die Hilde zu fernem Kartentisch.

Lesung in die Zukunft.

Für jeden Fall drang Frau Fernleitner darauf, daß Hilde für einige Tage von der Schule fernbleibe. Ihre Stunden konnte sie jetzt am Ende des Schuljahres nicht unterbrechen, aber am Vormittag sollte sie es sich bequem machen, länger zu Bett bleiben, Schokolade trinken und ein bißchen spazieren gehen.

In der Schule war es zwar nichts mehr Ungewöhnliches, daß sich ein Mädchen krank melde, bei einem Teile der Schülerinnen, bei denen mit dem blassen Teint und den vorzeitig herber werdenden Gesichtszügen, kam es immer wieder vor, daß sie schließlich wie verdorrte Blumen einknickten. Aber das Fehlen der Hilde Fernleitner machte Lehrerinnen und Schülerinnen doch aufmerksam.

Und bald darauf, an einem Nachmittage, an dem die Hilde bestimmt nicht zu Hause sein konnte, sondern, wie allen, die sie kannten, bewußt war, von der Wieden auf die Landstraße und von der Landstraße ins Cottage lief, um einigen erzählten jungen Damen die Wissenschaften einzurichten, an solch einem Nachmittage erschien Frau Gruber plötzlich bei der Fernleitner zu Besuch. Sie hatte sich vorher brieflich angemeldet und gebeten, jetzt Hilden davon nichts mitzutellen.

Frau Gruber war eine stattliche Dame von Format, das heißt von einem Format, das sich im Querschnitt als Quadrat repräsentiert hätte, aber sonst noch schön. Eine dicke Perlenkette um den Hals gemunden, einen sehr feinen braunen Hut, aus dem sich ultrablauwe Böckchen ringelten, auf dem Kopf. „Ich bin die Mama von der Luz und von der Dely,“ stellte sie sich vor, und sie fand auf diesem Boden der Tochterfreundschaft gleich den Boden, um mit der anderen Mutter vertrauter zu sprechen, als es sonst bei diesen zwei ganz verschiedenen Frauen aus zwei ganz verschiedenen Gesellschaftsschichten so rasch möglich gewesen wäre. „Ich komme in einer Angelegenheit, die mir so am Herzen liegt, wie sie Ihnen, Frau Fernleitner, nahe gehen muß. Die Hilde...“

„Was ist es mit der Hilde?“ fragte Frau Fernleitner erschrocken. „Na, krank soll sie sein, das wissen Sie ja, und wir haben es auch erzählt.“

Und kurz und gut — die tiegelame Hausfrau von Adolf Grubers Söhnen war es nicht gewohnt, lange herumzureden, dazu war sie auch zu bequem, sie möchte — Gott, sie seien ja unter sich, Mütter und Hausfrauen, und es habe keinen Zweck, Bestreden zu spielen und die ganze Welt beschäufte sich ja mit den traurigen Zeitumständen... na, also, ob Frau Fernleitner ihr die Hilde über den Sommer mitgeben würde. Sie hätte eine Villa in Austerlitz gemietet, und die Luz und die Dely würden sich ein wahres, ein erst-rangiges Vergnügen daraus machen, ihre Freundin einmal für längere Zeit bei sich zu haben.

Frau Fernleitner war wirklich gerührt. Sowiele Freundschaft! Besonders das freute sie um der Hilde willen, daß diese solche Freundinnen gefunden habe. Sie habe zwar eine ähnliche Gelegenheit, sich von der Tochter zu trennen, im vorigen Winter nicht benützt, denn die Hilde sei ja ihr ein und alles auf der Welt, aber das sei damals doch was anderes gewesen, und abgesehen sie mit der Hilde in den Ferien in die Nähe Wiens habe fahren wollen... na, Austerlitz sei das freilich nicht, und so sagte sie ja.



„Das ist lieb von Ihnen, Frau Fernleitner, daß Sie auf meinen Plan eingehen,“ sagte Frau Adolf Grubers Söhne und hielt sich nicht mehr lange auf. „Alles andere sollen die Mädchen selber ausmachen.“ Dann empfahl sie sich.

Als Hilde davon erfuhr, sah sie fragend zur Mutter auf: „Aber erinnern dich, Mutter, im Herbst...?“

„Das war doch was ganz anderes, Kind! Was ganz anderes ist das jetzt! Du gehst zu einer Familie, bei der du dich wohlfühlen mußt, ich bin sehr froh, daß du dich den Gruber-Mädchen angeschlossen hast. Das alles ist ein wahres Glück für dich!“

„Und du, Mutter, wirst doch nicht allein hier bleiben?“

„Rein, Kind, ich geh' im Sommer zu den Verwandten des

Fräulein Rose nach Langenebarn, dort werde ich mich gut ausruhen.“

Es war also beschlossene Sache, daß Hilde bald nach Schluß mit den Grubers nach Austerlitz fahre. Luz freute sich ehrlich darüber, und Dely sagte mit ihrer brutalen Aufrichtigkeit: „Weißt du Hilde, warum wir dich eingeladen haben? Um aus die einen vernünftigen Menschen zu machen. Es wäre nämlich schade um dich, bei all dem, was dir der liebe Gott mitgegeben hat...“



„Schad' um mich?“
„Na, ja, du weißt schon, erinnere dich nur an die Hause... damals... bei uns.“

Dieser strahlende Sommer war für Hilde ein einziges Entzücken, ein einziges beseligendes Erlebnis, für das die Dankbarkeit nie aus ihrem Herzen schwinden sollte. Wie eine aus schmaler Krankheit Genesende ging sie durch die Tage und Wochen, die sie mit weichen Armen umfingern. Unendliche Dankbarkeit für die Welt, die so schön sein konnte, und warmempfunden für die Familie, die ihr an ihrem Wohlsein Anteil bot, erfüllten sie ganz. Sie selbst, die „eigentlich“, wie sie zu sagen pflegte, immer gut war, glaubte nun noch besser geworden zu sein — muß man nicht im Reichtum besser sein und verwirrt die Entbehrung nicht die Herzen? Und sie konnte nicht daran denken, daß ihre Zuneigung zu den beiden Mädchen, die sie schwesterlich betreuten, sich je, was immer auch das Leben bringe, wandeln könnte.

Das hätte sich auch seit jenem unverständlichen Zwischenfall unter dem blühenden Fliederstrauch alles begeben, und alles war nichts als Freude gewesen!

Da war die Natura am Lyzeum, als Prüfung für sie natürlich ganz bedeutungslos, eine Formalität, die Schule, Mitschülerinnen, Mutter und sie selbst nicht anders aufnahmen und die nur Komplimente aller Professoren eintrug. Aber diese Schulprüfung war auch das Ausgangstor, durch das sie dorthin schritt, wohin es sie seit Jahren zog. Sie wollte studieren, ins Gymnasium. Das mußte einen Kampf mit Mutter kosten, und sie war ein ganzes Jahr lang gefest gemeint, ihn im Sommer auszufechten. Denn, wenn sie auch sonst Mutter so weit schante, als es möglich war, hier war eine große Sache, für die es auszuharren und hart zu sein galt. Aber Mutter war jetzt merkwürdig weich. Vielleicht war der Weintrampf an jenem Sonntagnachmittag daran schuld, aber selbst für die ernstesten Dinge hatte in diesem segneten Sommer auch eine peinliche Episode nur Gutes zur Folge. Mutter verließ die Entscheidung darüber, ob Hilde ins Gymnasium oder in eine Lehrerinnenbildungsanstalt gehen werde, auf den Herbst, und das fürzte die Debatten und Kämpfe aufs angenehmste ab.

Und dann, zum Abschied, noch einen gemütlichen Abend aller Schülerinnen mit den Professoren, und der Geschichtsprofessor war an ihrer Seite gewesen und hatte diesmal gar nicht von den Kreuzzügen, dem englischen Imperialismus und ähnlichem Zeug gesprochen, sondern ihr formell den Hof gemacht, der rötlich-blonde Geschichtsprofessor, der sich in der Stube so streng gab und jetzt so liebenswürdig sein konnte.

Und dann hatten Mutter und Fräulein Rose für Mutter eine Ausstattung fertig gebracht, jetzt, da es wieder einmal, wie im Krieg, eine Leistung war, sich Stoffe zu verschaffen, nicht etwa, weil sie fehlten, sondern weil sie mit jedem Tage unerschwinglicher und teurer wurden. Von den winzigen Schühlein, wie sie jetzt modern waren, und den hellen Strümpfen aus Fil d'ecosse und Seide, bis zum breiten Hutgebilde, aus dem Reiterbüschel heroorquollen, und von den hellfarbigen Fouardkleidern bis zum Dirndlkostüm war alles ganz wie für Erwachsene und aufreizend hübsch herbeigeschafft, daß Hilde nur ja nicht von den anderen Anlässen des Gruber-Hauses in Austerlitz abstehe. Wie Mutter diese Wunder zusammengebracht hatte, war selbst ein Wunder, und wenn Hilde manchmal gerabezu ängstlich danach fragte, gab Frau Fernleitner eine ausweichende Antwort. Sie wollte vor dem Kind die große Anleihe, die Fräulein Rose, mildherziger als die Siegerstaaten, nicht bloß bewilligt, sondern angeboten hatte, nicht eingestehen. Hilde sollte nun einmal einen Sommer lang alle Sorgen von sich bannen. Obgleich sie sonst, in diesen engen Stuben und in dieser Zeit, in der es nur um Blut und Geld ging, aufgemacht, eine ängstliche Rechnerin war, vermied sie die Gewissensbisse, die die Anhäufung solcher ungehörlichen Reichtümer ohnehin in ihr wachgerufen und eine Kritik veranlaßt hätten. Und schließlich war der Tag der Abreise da, der nur eitel Freude und ohne jede Bekümmernis für sie sein konnte, weil Mutter ihr versprochen hatte, vierundzwanzig Stunden nach ihrer Abreise die Fahrt nach Langenebarn zu unternehmen. (Fortsetzung folgt.)

WAS DER TAG BRINGT.

Freundschaftsdienst.

Aus den Studienjahren des später berühmten gewordenen Malers Louis Korinth wird eine lustige Geschichte, die natürlich nur in München passieren konnte, erzählt. Es war eine der schlechten Zeiten, in der der junge Maler ohne Geld saß und sein möbliertes Zimmer aufgeben mußte, weil die Wirtin kein Verständnis für einen weiteren Kredit mehr hatte. Von diesem Tag an wohnte der junge Künstler postlagernd. Da geschah es, daß seine letzte Wirtin ihn aufsuchte und ihm die freudige Mitteilung machte, daß der Geldbriefträger mit einer Sendung von 200 Mark seit drei Tagen das Haus bestürmt. Beglückt von der Summe, die ihm in Aussicht gestellt wurde, bogab sich Louis Korinth in seine alte Wohnung, um den Geldbriefträger mit dem großen Fisch abzuwaschen. Die Nacht schien sich in das Unendliche auszudehnen, bis endlich der langersehnte Postmensch eintraf und 25 Mark auf den Tisch legte. Enttäuscht über die geringe Summe stellte der Maler den Geldbriefträger zur Rede: „Meine Wirtin sagte doch etwas von 200 Mark.“ Da begann der Geldbriefträger verschämt zu schmunzeln und erwiderte: „Wissen Sie, das habe ich nur gemacht, damit Sie bei Ihrer Wirtin mehr Kredit haben.“ Der Maler hatte Verständnis für diesen Freundschaftsdienst, aber ihm wären die 200 Mark gewiß lieber gewesen. Als er sich nun erholt hatte, begann er nachzudenken, woher er eigentlich die 25 Mark zu bekommen hatte, er nahm den Abschnitt in die Hand und las: Lieber Korinth, gib die 25 Mark dem Wendelsohn, ich will mit ihm nichts mehr zu tun haben, Mit Gruß!

Der Kardinal hat mir die Hand gedrückt.

Riesbach in Bayern ist eine schöne Gegend, die vorübergehend durch den „Riesbacher Anzeiger“ seligen Andenkens warmiert wurde. Man rühmt die Landschaft, üppige Wiesen, schöne Bäder, stattliche Bauernhöfe und vor allem die vorzügliche Rindviehhaltung. Das ist die Staffage für eine süßlich aufklärte Aischgeschichte. Also, der Herr Kardinal von München war in Riesbach, und gleichzeitig tagte der katholische Gesellenverein. Da geschah es:

„Und wie man so sprach, tauchte mehr scherzweise der Gedanke auf, ob wohl der Kirchenfürst zu den Gesellen käme, wenn man ihn einladen würde. Der Gedanke verlief mehr und mehr seine anfängliche Scherhaftigkeit, und schließlich erhoben sich einige beherzte Gesellen und gingen ins Pfarrhaus, wo der Kardinal Wohnung genommen hatte. Und schon nach wenigen Minuten lebten sie mit der Gläubigkeit zurück, daß der Kirchenfürst die Bitte erfüllen werde. Kurze Zeit darauf trat dann auch der Herr Kardinal in Begleitung des Stadtpfarrers zu den überglücklichen Gesellen ins Lokal, drückte jedem kräftig die Hand und weckte reichlich eine Stunde in diesem trauten Freundeskreise. Mit den Riesbacher Gesellen wurden sich die Mitglieder der Gesellenvereine allerorts über die hohe Auszeichnung freuen, die der Riesbacher Verein am Johannisfest 1928 erleben durfte.“

Kirchenfürst, Gläubigkeit, überglückliche Gesellen, hohe Auszeichnung; man muß den Stil dieser rührenden und so echt diebes-zen Geschichte nur genießen, um mit den überglücklichen Gesellen — lies: Arbeitern — die hohe Auszeichnung so recht langsam ein-schlürfen zu können, die sie erleben durften.

Frankreichs populärster Mann.

Der Henker Deibler gehört zu den populärsten Persönlichkeiten Frankreichs; wer weiß, ob die Ritter nicht etwa auch ihre Kinder mit ihm bange machen, wie wir mit dem „Schwarzen Mann“. So muß er auch über sich das Schicksal großer Männer ergehen lassen: Briefe lesen, die er aus allen Teilen Frankreichs erhält. Seine Adresse lautet kurz: Justizministerium — Deibler. Einer seiner Briefschreiber machte es aber noch schlauer — Er setzte aufs Auserst einfach „Frankreich“. Natürlich! Deibler gehört Frankreich. Es war eine Postkarte mit der Ansicht Rio de Janeiro, der Schreiber — ein flüchtiger Zuchthäusler, der einstmals zum Tode verurteilt, nun aus dem Bagno glücklich nach Brasilien entkommen. Er gedachte seines Henkers und schickte von unterwegs einen Gruß: „Deibler — Frankreich.“ Die Postkarte hat den Adressaten erreicht!

s' Abgreifen.

Der Lohbauer braucht eine Kuh und darum geht er auf den Viehmarkt, und der kleine Seppel, kein fünfjähriger Bub, darf auch mit, damit er einmal die Stadt sieht. Vieh ist grad genug auf dem Markt und neugierig sieht der Seppel zu, wie der Vater herumgeht, diese und jene Kuh anschaut, der einen an die Wamme greift und in die Weiden, und sie auf die Schenkel schlägt, daß es nur so patzt. Und das macht er bei mehreren Kühen so, und dann geht das Handeln los und die eine wird gekauft. Der Bub will den Vater schon lange etwas fragen, aber während des Feilschens mit dem Händler kommt er nicht zum Wort. Wie aber der Kauf perfekt ist, sagt der Bub: „Du, Vater, was hast denn da getan, warum hast denn die Kuh allweil angefangen und gewiegt und auf den Hintern g'haut?“

„Ja mei Bua,“ sagt der Vater, „des muach ma tun. Da muach des Kuh abgreifen, obs a feits Fleisch hat und a Fett, und dann lauft ma's.“

Eine Weile finkt der Bua. Dann sagte er: „Du, Vater! I moan, mir kam unsere Ruatter nimmer lang!“

„D Ruatter? Warum sollen denn mit unsa Ruatter nimmer lang ham?“

„Da woacht, Vater,“ sagt der Bub, „i moan, die lauft der Postbot!“

162 Sender zum Schweigen verurteilt.

Die Radiobundeskommission der Vereinigten Staaten hat angeordnet, daß 162 näher bezeichnete Sender am 1. August ihre Arbeit einstellen. Als Begründung für die Richterneuerung der diesen Sendern gewährten Lizenzen wurde angegeben, daß die Arbeit der Sender über den genannten Zeitpunkt hinaus weder eine Notwendigkeit sei, noch in öffentlichem Interesse liege.

Deutsch-Südtirol unterm Beil.

Die Leiden einer Viertelmillion Mitteleuropäer.

Die Darstellung des geknechteten Deutsch-Südtirol im Wiener Sängereffzug hat leidenschaftliche Kundgebungen hervorgerufen. Hier finden unsere Leser eine knappe Darstellung dieses Martyriums, dem eine Viertel Million ferndeutscher Menschen ausgeliefert ist.

Als am 6. September 1919 im Parlament Deutsch-Südtirol von Oesterreich Abschied nehmen mußte, hielt Reut-Ritolussi die Scheiderede. Einige Jahre hindurch hat er dann mit drei anderen Südtirolern das unterworfen Volk in der römischen Kammer vertreten. Am 20. September 1927 mußte er aus seiner Heimat fliehen, denn ihm drohte im faschistischen Gefängnisstaat die Internierung auf irgendeinem Felsenland. Jetzt hat er im Verlag C. H. Beck, München, unter dem Titel: „Tirol unterm Fallbeil“ eine Schilderung der Drangsale seiner Heimatsgenossen veröffentlicht. In größlicher Anschaulichkeit tritt uns die unennbare Niedertracht, Feigheit und Brutalität der faschistischen Herrschaftsmethoden entgegen. Dabei schreibt Reut-Ritolussi, wenn ihn auch Schmerz und Wut oft aufglühn machen, sachlich.

Schon in den ersten Jahren nach Einverleibung war Italien weit entfernt, die Versprechungen zu erfüllen, mit denen es schönrednerisch die Herrschaft angetreten hatte. Doch die eigentliche Leidenszeit beginnt unmittelbar vor dem Machtantritt Mussolinis. Dem letzten deutschen Bürgermeister von Bozen, dem greisen Dr. Verathoner, wurde ein vierstündiges Ultimatum gestellt. Als er gleichwohl nicht zurücktrat, marschierten Tausende schwerbewaffnete Faschisten nach Bozen, besetzten das schönste deutsche Schulgebäude und taten kund, daß es fortan eine italienische Schule zu sein habe. Hierfür „eroberten“ sie, während die Karabinieri dabeistanden, den Gemeinderat. Der König beleiht sich, das Dekret, mit dem er die Wahl Verathoners bestätigt hatte, zurückzuziehen. Nun legten auch die Gemeinderäte ihr Mandat zurück. Die Faschisten von Bozen vollführten in Salurn die gleichen Gewalttaten und fuhren dann nach Trient, um den Präleten Credaro zu vertreiben. Es folgte ihm im Amte Guadagnini, ein Werkzeug faschistischer Gewaltpolitik. Inzwischen hatte sich Mussolini zum Herrn von Italien erhoben, und nun folgte Schlag auf Schlag.

Am 8. August 1923 erschien das Verbot des Namens „Tirol“.

Es gab nun auch kein Südtirol, noch weniger ein Deutsch-Südtirol, auch die Zeitung „Der Tiroler“ mußte sich jetzt in „Der Landmann“ umbenennen. Lediglich „Alto Adige“ (d. h. Hoch-Italien) sollte man sagen dürfen, und da die Südtiroler diesen Namen ihrer Knechtschaft verabscheuen, so konnte man in ihren Zeitungen Sätze lesen, wie diese: „Die Politik der italienischen Regierung in (verbotener Name)“.

Die „Schulreform Gentile“ vom Oktober 1923 verfügte, daß

die deutsche Sprache in keiner Schule Südtirols, bis hinab zu den Kindergärten, weiterhin Unterrichtssprache

sein dürfe. Als die 53 000 deutschen Mütter eine Denkschrift an die Regierung und an den Papst ergehen ließen, als die Bürgermeister Südtirols bei Mussolini vorstachen, war die Antwort des Unterrichtsministers Casati, die Italienisierung der Schulen haben den Zweck, aus den deutschen (und slowenischen) Kindern Italiener zu machen. Lehrer und Lehrerinnen mit zwanzig bis dreißig Dienstjahren wurden — ohne Gehalt — auf zwei Jahre suspendiert. Dann sollten sie sich zur Prüfung in der italienischen Sprache melden, bestanden sie diese nicht, so wurden sie pensioniert. An Stelle der Entlassenen kamen Italiener, die kein Wort Deutsch verstanden, vielfach nicht einmal sachmännlich gebildet waren und die italienische Sprache den Kindern mit dem Stock einprägeln. Da auch die Spielschulen italienisiert wurden, richteten die Deutschen private Spielschulen ein. Auch gegen diese setzte der Feldzug ein. In Stals hatte eine Klosterfrau die Aufsicht über eine solche Spielschule übernommen. Bischof Endrici veranlaßte die Abberufung der Klosterfrau, worauf eine Schwester des Ortspfarrers Kofler den Dienst übernahm. Darob wurde dem Kaplan der Religionsunterricht in der Schule unterjagt.

Auf Befehl des Unterpräfecten von Meran ließen die Karabinieri die Kinder auseinander und versiegelten die Tür des Spielsimmers.

In Innsbruck zogen vor der neuen Spielschule die Karabinieri auf, um die Kinder am Eintritt zu hindern. Die Kinder schleichen sich um die Posten herum, werden davon gejagt, die sechzigjährige Großmutter zweier Kinder wird verprügelt, vier Mütter werden zu Geldbußen verurteilt.

In zahlreichen Orten ließen deutsche Eltern ihren Kindern, die ihrer öffentlichen Schulpflicht restlos nachkamen, in der freien Katakombenschule nur den ganze Apparat der Zeit auch das deutsche Lesen und Schreiben beibringen. Gegen diese

Staatsgewalt losgelassen und Lehrkräfte und Kinder mußten sich dagegen durch Horchposten, durch eigens in die Mauern gebrochene Geheimpforten, durch Flucht in Keller, Scheunen und Ställe schützen. Wo Kinder bei deutschen Fibeln mit einer Aufsichtsperson getroffen wurden, da nahm man den weinenden Kleinen Fibeln und Hefte, Schiefertafeln und Griffel, ja selbst die Bänke weg, auf denen sie saßen. Man trieb die Kinder aus dem Hause und schob die Lehrerinnen aus den Gemeinden ab. Die Karabinieri machten sich ein Vergnügen daraus, solche Mädchen auf der Wachtube als „deutsche Schweine“ und „deutsche Hunde“ zu beschimpfen. Italienische Beamte bedrohten sie und stellten ihnen in Aussicht, wenn sie den Unterricht fortsetzten, so würden die Faschisten gerufen, um sie zu verprügeln, ohne daß die Behörde sie schützen würde!

Zuerst mußten alle deutschen Geschäftsaufschriften verschwinden, deutsche Vornamen, selbst deren Verkürzung durch den Anfangsbuchstaben, wurden verboten. Im Herbst 1927 verkündete der Präfect Ricci, es müßten die deutschen Aufschriften durch italienische ersetzt werden, und zwar so, daß kein leerer Fleck bleibt. Aber auch die in der Wäsche, im Hausrat, an Gläsern, Flaschen, Tassen eingravierten, eingewebten, eingestickten und sonst angebrachten Aufschriften dürfen nur noch italienisch sein. Ein Gasthof in St. Ulrich wurde geschlossen, weil in einem eisernen Topf in der Küche die getriebene Aufschrift „Heißes Wasser“ entdeckt worden war. Die Briefschaften dürfen nur noch italienische Adressen tragen, ebenso sind deutsche Brief- und Rechnungsköpfe verboten. Die Beamten werden aufgefordert, freiwillig um die Italianisierung der Familiennamen anzusuchen. Da die „Freiwilligkeit“ keine raschen Ergebnisse liefert, greift der Zwang ein. Die deutschen Ortsnamen sind sämtlich ausgetrottel.

Reut-Ritolussi hat die Gewerkschaftsfunktionäre Lorenz Unterfröher, Franz Usher und die übrigen Vorstandsmitglieder als Rechtsanwalt verteidigt, als

die Faschisten unter der Führung des Untersuchungsrichters Radnic eine Hausdurchsuchung vornahmen und dabei nicht nur Bargeld stahlen, sondern auch vier Stangen Stahlfaschisten ins Gewerkschaftshaus einschmuggelten und so den Vorstand in ein Strafverfahren wegen Verstoßes gegen das Sprengstoffgesetz verwickelten.

Zum Schluß mußte der Untersuchungsrichter selbst die Einschmuggelung zugeben und das Strafverfahren fallen lassen. Nun half sich

der Präfect Guadagnini dadurch, daß er den Ausschuß des Ortsverbandes auflöste und die Verwaltung des Gewerkschaftshauses dem faschistischen Präfecturrat Carlo Trenner übergab. Einen ähnlichen Vernichtungstrieb führt die Gewalt gegen die Wirtschaftsorganisation der Bauern.

Die Verfolgung alles deutschen Wortes und Wesens macht auch vor den Gräbern nicht halt. Am 16. November 1927 verfügte der Präfect von Bozen, Ricci: „Die Grabinschriften müssen ausschließlich in italienischer Sprache abgefaßt sein, wenn sie neuerer Datums sind als vom 30. September 1927.“ Als am 6. November 1927 in der Bozener Pfarrkirche ein Siegesgottesdienst abgehalten werden sollte, jagten die Karabinieri die deutschen Kirchenbesucher (es war Sonntag) heraus: „Platz für die Sieger!“ Der Pfarrer von Gries wird verurteilt, weil er den Gottesdienst an der Kirchentür nur in deutscher Sprache angekündigt hatte, und in Fensberg wird die Glockenweihe verboten, weil die Glocke die Aufschrift trug:

„Ihr lieben Heiligen allzumal, helft uns in diesem Jammertal.“

Jammertal, das dürfte eine Anspielung auf Italien sein, meinte der Karabinier.

In einem Lande, in dem man über jeden Menschen, der der Faschisten mißlieblich ist, Deportation verhängen kann, selbst wenn ihm nicht die geringste Gesetzesübertretung nachgewiesen ist, über Gewalttaten Rechnung zu führen, hätte kaum einen Sinn. „Ad habe jedes Recht, auch das der Beitsche“ gibt ein Südtiroler Amtsbürgermeister kund — denn freigewählte Vertreter der Gemeinden kennt der Faschismus nicht. Wie soll da der Karabinier davon zurückschrecken, mit Beitschenhieben, Fußtritten, Gewalttaten jeder Art, der Bevölkerung die Majestät des Staates klarzumachen? Sollte einen Faschisten etwa Ritterlichkeit abhalten, Frauen gegenüber diese Erziehungsmethode anzuwenden? Ein Beispiel: In einem Wirtshaus bei Kiens an der Pustertaler Straße, weckt die Kellnerin Anna Trippacher, ein hübsches Mädchen, das gnädige Gefallen der Karabinierbrigadiere Giovanni Pipa. Er nähert sich ihr handgreiflich, sie antwortet mit einer Ohrfeige. Er schlägt sie mit Faustschlägen zu Boden, darauf bedroht er den Wirt, er werde sein Wirtshaus sofort schließen lassen, wenn das Mädchen nicht in die Abbitte bestehe. Der Wirt denkt: Wir sind schutzlos gegen diese Bestien und bittet die Kellnerin, sich zu entschuldigen, um die Existenz aller zu retten. Das Mädchen sinkt vor dem Brigadier in die Knie. . . .

Gäbe es ein besseres Sinnbild für die Rechtszustände im Mussolinistat als diesen Vorgang?

Wetterbericht der öffentlichen Wetterdienststelle Berlin und Umgebung. (Nachdr. verb.) Zeitweise aufklärend ohne wesentliche Niederschläge, westliche Winde, Temperatur unverändert. — Für Deutschland: Im Norden strichweise leichte Regenfälle, im Süden keine wesentliche Änderung.

Ruinen in der Großstadt.



Die Gegend um den Alexanderplatz, der vollständig umgestaltet wird, gleicht infolge der zahlreichen Häuserabbrüche einem Feld moderner Ruinen.

PROGRAMM für die Zeit vom 20. bis 23. Juli	<h1>KINO = TAFEL</h1>				PROGRAMM für die Zeit vom 20. bis 23. Juli
BTL Potsdamer Straße 38 Eines starken Mannes Liebe Auf dem Kriegspfade	Südwesten Film-Palast Kammersäle Fellower Str. 1-4. Achtung! Beg. 6.30. Rose Bernd, mit Henny Porten Nja (Die unverstandene Frau).	Osten Concordia-Palast Andreassstraße 64 Küsse, die töten Bühnenschau	Norden Pharus-Lichtspiele Müllerstr. 142 Die letzte Nacht (Harry Liedtke) Die Durchgängerin (K. v. Nagy)	Ballschmieder-Lichtsp. Badstraße 10 Madame wünscht keine Kinder Frauenarzt Dr. Schäfer (Ev. Holl) Große Bühnenschau	Weißensee Schloßpark Film-Bühne Berliner Allee 205-210 Artistenliebe Der Ritter Bühnenschau
Rheinstraße 14 Verlängert bis Donnerstag Potemkin	Süden Th. am Moritzplatz Beg. 8.45, 9. S. ab 4 Uhr Rosen aus dem Süden mit Henny Porten Die leichte Isabell mit Lee Parry	Viktoria-Lichtbild-Th. Frankfurter Allee 48 Eheketten Der Held von Sonora Bühnenschau	Alhambra Müllerstr. Die Studentengrätin Magda Sonja Großes Schauspielprogramm Bühnenschau	Kristall-Palast Prinzessallee 1-3 Eine Nacht in Yoshikawa Meschuggie ist Trumpf Große Bühnenschau	Charlottenburg Schlüter-Theater Schlüterstr. 17 Wegen Renovierung geschlossen Wiedereröffnung Anfang August
Odeon, Potsdamer Str. 75 Harry Liedtke in Das Schicksal einer Nacht Es zogen drei Burschen . . .	Neukölln Luise-Theater Reichenberger Straße 34 Der Student von Prag mit Konrad Veldt, Werner Krauß Großes Schauspielprogramm Bühnenschau	Schwarzer Adler Frankfurter Allee 99 Wer das Schviden hat erfunden Der Biberpelz Bühnenschau	Metro-Palast Chausseestraße 30 Die Porte des Regiments mit Reinhold Schünzel Schauspielprogramm u. Bühnenschau	Pankow Palast-Theater Breite Straße 119 Beg. 7.30, 9 Uhr Varieté (Emil Jennings) Der Professor mit dem Babikopf	Schöneberg Titania (Uta Schöneberg) Hauptstraße 43. 6.30, 9, S. 115, 5, 7, 9 U Chicago Das gute Schauspielprogramm
Turmstraße 12 Der größte Marine-Film Schlachtschiff Constitution	Tempelhof Passage-Lichtspiele Neukölln, Bergstraße 151-152 Die Leibesgenen Der geheimnisvolle Spiegel Bühnenschau	Kosmos-Lichtspiele Lichtenberg, Lückstraße 70-73 Moskau, wie es weint und lacht Das verschwindende Brillanten- kollier Große Bühnenschau	„Alhambra“ Badstraße 99 Das Meer Onkel Bräsig Große Bühnenschau	Tivoli-Lichtspiel-Th. Berliner Straße 27 Die letzten Tage v. St. Petersburg Abdul Harid mit seiner weißen Sklavie (Zauberkünster)	Titania-Palast Steglitz, Schloßstr. 5, Ecke Gutsmuthsstr. Liebeskarneval Bühne: Der galante Chansonny Paul O'Montis
Alexanderstraße 39-40 (Passage) Der geheimnisvolle Ozeanflug Streng vertraulich Jugendliche haben Zutritt	Tivoli-Lichtspiele Tempelhof, Berliner Str. 97 Er gehts rechts, sie geht links Bühnenschau	Friedrichsfeld Kammerlichtspiele Friedrichsstraße, Berliner Straße 19 Das vierte Gebot mit Mary Carr Pri. Laura — seine Witwe mit La Planta	Humboldt-Theater Badstraße 14 Dynamit an Bord (R. Talmadge) Die Mutter Große Bühnenschau	Film-Palast Blankenburger Str. 4 Es zogen drei Burschen Ich war in Heidelberg Student	